kunst4life

Programmheft und Erzählung

Zyklus VI

„Human Madness“

Ein Epos von Harry Triendl mit Kompositionen von

Triendl / Wolf / Kerschbaumer / Sprenger / Haller / Wagner

Zyklus VI
„Human Madness“

Vorwort

Harry Triendls aktueller Zyklus greift, wie bereits seine Zyklus-Vorgänger, erneut ein großes Thema der Geschichte auf. Eine Angelegenheit, im Moment gerade wieder topaktuell, tatsächlich aber ein Problem, welches die Menschheit schon seit Jahrhunderten begleitet.

Zu behaupten, es ginge „nur“ um „die Flucht“ wäre zu einfach, es dreht sich vielmehr darum, aus welchem Grund Menschen in die Flucht getrieben werden, was die Hintergründe sind und wie es uns selbst dabei ergehen würde. Alles Fragen, die man pauschal nicht so einfach beantworten kann.

Ob es dieser Zyklus kann?

Zuerst ein kleiner Rückblick. Entstanden sind diese Zyklus-Performances aus der Idee heraus, zusammen mit Künstlern verschiedenster Kunstgattungen/ Genres ein mit interessanten Themen bespicktes Liveerlebnis zu erzeugen, ohne dass die ausführenden Akteure reell anwesend sein müssen, sprich eine Performance, die örtlich und zeitlich unabhängig gestaltet ist. Die Lösung war eine Videoaufzeichnung, die eine zeitgerechte Einspielung ermöglicht, dabei den wirklich Ausführenden zeigt, um diesen z.B. bei einem Musiker auch zu sehen und nicht nur zu hören.

Diese Projektidee hat sich über die Jahre natürlich weiterentwickelt. Inzwischen wurde aus dem virtuellen ein reelles Orchesterprojekt – live mit all den Musikern und Darstellern auf der Bühne, aber immer noch begleitet von Videos, welche inzwischen aber mehr rein der inhaltlichen Darstellung dienen.

Zyklus VI entstand in einer Kooperation mit Akademie St. Blasius, TENM und k4l.

Nun aber zum Zyklus VI „Human Madness“

Vorweg - die hier erzählte Geschichte basiert auf Erzählungen und verweist auf Bücher, in denen Flüchtlinge ihr Erlebtes schildern.

Die jeweilige persönliche Motivation sowie die gesellschaftspolitischen Gründe, warum sich ein Mensch auf die Flucht begibt, sind bei sehr vielen Menschen äußerst unterschiedlich und vielfältig. Die Hauptgründe sind jedoch meistens Kriege, Krankheiten, eine nicht intakte Familie und die Hoffnung, woanders ein besseres Leben in Sicherheit zu finden.

Die Angst, mit den gesamten Herausforderungen alleine zu sein und für die Familie Sorge tragen zu müssen, da vermutlich die Eltern und Großeltern bereits im Krieg verstorben sind und man nun für die Hinterbliebenen und Geschwister der einzige Halt ist, kann für den Einzelnen erdrückend und zermürbend sein. Schon der „herkömmliche“ Alltag gestaltet sich für diese Menschen extrem schwierig. Es beginnt bereits bei den Grundlebensbedürfnissen wie der Ernährung und der Körperhygiene.

Alleine um Wasser zu bekommen, müssen viele erschwerte und riskante Wege auf sich nehmen, da das Versorgungssystem zerrüttet und/oder nicht mehr intakt ist. Ganz zu schweigen von den (Versorungs)Bedingungen bezüglich medizinischer Verpflegung oder Bildung.

Die Probleme, mit denen man in so einer Situation täglich konfrontiert ist, liefern meistens die Gründe, warum man sich überhaupt erst mit dem Wunsch auf ein besseres Leben auf die beschwerliche Flucht begibt.

In 5 Kapiteln erzählt Zyklus VI von derart tragischen Schicksalsschlägen wie man sie von Tausenden aufzeigen könnte. Es beginnt mit dem Wie und Wo dieser Mensch aufgewachsen ist. Wie hat er seine Jugend erlebt, und was hat ihn letztlich angetrieben oder gezwungen, diese waghalsigen Wege in die ungewisse Zukunft zu gehen. Das Epos beleuchtet Situationen geprägt von Rückschlägen, von Verzweiflung und vom unbarmherzigen und ausbeuterischen Umgang untereinander.

Ebenso begegnet man sich aber auch selbst und stellt sich die Frage: „Wie wäre es uns in derartigen Situationen ergangen und wie würden wir uns dabei fühlen?“

Dabei wird einem bestimmt bewusst: Auf Gefühle und Erlebnisse wie diese könnten die, die es selbst erfahren haben, sicher liebend gerne verzichten.

Programm und Ablauf

Kapitel 1: Der Schritt in die eigene Zukunft

(Musik: Harry Triendl „Movement I+II", Sprechertext: Paul Fülöp/Harry Triendl)

Die meisten Betroffenen wachsen in ärmlichen Verhältnissen auf. Eine Schulbildung ist großteils für das ärmere Volk nicht möglich, da schon in frühen Jahren für das eigene Überleben und das der Familie gearbeitet werden muss. Oder man ist bereits verheiratet, hat Geschwister oder Nutztiere, auf welche man aufpassen muss, wenn die Eltern – sollten diese noch leben - bei der Arbeit sind.

So ist zum Beispiel das beschwerliche Heranschaffen von Holz und Brennstoffen nicht nur für die kältere Jahreszeit unerlässlich – auch das Wasser holen, welches oft nur Kilometer weit entfernt zu bekommen ist, gehört zum Alltag, wie auch, dass nicht immer genügend zu essen vorhanden ist.

Klar ist auch, dass man unter derartigen Umständen leicht erkrankt. Ein wirkliches, medizinisches Gesundheitssystem findet man nicht und wenn, dann ist diese Versorgung meist mit hohen Kosten verbunden. So beginnt also bereits hier sehr früh der erste Überlebenskampf.

Kapitel 2: Das erste, hart verdiente Geld und die Liebe

(Musik: Harry Triendl „Movement III", Sprechertext: Paul Fülöp/Harry Triendl)

Ohne eine Arbeitserlaubnis lebt man am Rande der Gesellschaft und versucht, zumindest für das absolut Nötigste an Geld zu kommen. Egal ob mit Arbeit am Markt, als Tellerwäscher oder Müllsammler - um nur ein paar Beispiele zu nennen. Wenn man das Glück hat und der Liebe verfällt, öffnet sich diesem tristen Leben zumindest ein kleiner Hoffnungsschimmer, auf welchem man positiv aufbauen kann.

Es folgt eine Überleitung zum Kapitel 3

(Musik: Klex Wolf „Movement IV", Sprechertext: Paul Fülöp/Harry Triendl)

Kapitel 3: Kampf um's Überleben

(Musik: Hannes Kerschbaumer „skraffe")

Der Bürgerkrieg brach mit dem Einmarsch der bewaffneten Truppen aus. Jeder lief um sein Leben, es fielen Schüsse, es lagen die Toten auf der Straße. Häuser wurden geplündert und dann abgebrannt – der Staub deckt bereits die Leichen und die vielen herumliegenden Körperteile ab, welche nicht einmal mehr einer Person zugeordnet werden können. Türen wurden eingetreten, Menschen bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen, gefoltert oder erschossen. Frauen wurden vergewaltigt und erschlagen genauso wie ihre Kinder. Gewalttätige Übergriffe zählen von nun an zur Tagesordnung.

Städte werden vor allem nachts bombardiert – meist mittels sogenannter Fassbomben. Es bleiben einem somit fast keine Optionen. Wenn man nicht als Soldat in den Krieg zieht, wird man als fahnenflüchtiger Deserteur bezeichnet und sofort verhaftet, wenn man nicht vorher noch rechtzeitig entwischt. Diese traumatisierenden Erlebnisse verfolgen einen – ebenso die Ängste, ob man den Tag überlebt und wo man etwas zu essen bekommt.

Die geliebten Plätze und Treffpunkte sowie die besten Freundschaften sind nicht mehr da. Nur die verlorenen Erinnerungen sind allgegenwärtig. Das persönliche Hab und Gut, die Zukunft - alles scheint zerstört. Man trägt tagtäglich dieselbe Kleidung, die Schuhe sind durchgelaufen, und man hat Blasen an den Füßen, die man gar nicht mehr spürt. Meist lebt man in einem Verschlag unter Wellblechdächern mit einer Feuerstelle, umgeben von Mauerresten von einst schönen Häusern.

Familienangehörige wurden meist von der IS-Miliz verschleppt, ohne dass man jemals erfährt, wohin und ob sie überhaupt noch am Leben sind. Die Frauen werden auf Märkten wie Vieh an den Höchstbieter verkauft. Der Großteil der Familien, aber auch viele Mütter mit ihren Kindern machen sich daher mutig auf den Weg in eine ungewisse Zukunft und wollen das Land nur noch schnell hinter sich lassen.

Andere Flucht-Schicksale hingegen basieren auf einem diktatorischen Staat, der die Menschen durch Verfolgungen und Demütigungen in das Ungewisse treibt.

Es folgt eine Überleitung zum Kapitel 4

(Musik: Temburwan/Sprenger/Triendl „Movement V", Sprechertext: Paul Fülöp/Harry Triendl)

Kapitel 4: Aufbruch in ein besseres Leben

(Musik: Hannes Sprenger „Aufbruch")

Der Weg beginnt bereits erschwert. Man hat nur das Nötigste bei sich und wagt die Route durch Wüsten oder auf steinigen Pfaden durch das karge Land. Sofern man nicht vom Militär gestoppt und misshandelt wird und das fast Unmögliche schafft, sprich - genügend Erspartes aufzubringen – was meist nur durch familiären Zusammenhalt möglich ist, dann wird das Geld für einen Platz in einem mehr als überfüllten Boot aufgewendet.

Die sogenannten Schlepper ermächtigen sich dabei einer Umgangsform, welche nicht unmenschlicher sein könnte. Wenn man einem nicht zu Gesicht steht, kann es schnell passieren, dass man am nächsten Tag ertrunken am Meeresgrund liegt.

Dem nicht genug, die Boote, welche meist nicht hochseetauglich sind, zeigen den Insassen an jedem Tag des Überlebens die Grenzen auf - ob an Deck oder darunter. Wenn ein Boot kentert, ist man so gut wie verloren, Schreie begleiten den persönlichen Überlebenskampf.

Auch wenn man einer der Glücklichen ist, der schwimmen kann, besteht die reelle Chance zu überleben nur darin, mit einer Rettungsweste oder einem Rettungsring über Wasser zu bleiben. Dann beginnt das Hoffen auf ein Wunder durch ein Rettungsschiff, und man fragt sich, ob die Strapazen, das Risiko und das Geld dies alles wirklich wert waren.

Die Schicksale, welche einen umgeben, sind schmerzlichster Natur – von den Kräften verlassen muss man unglaublich schwere Entscheidungen treffen – die Schwächsten sterben als Erste – unbeschreiblich. Z.B. wenn einer Mutter mit mehreren Kindern im Wasser treibend die Kraft ausgeht, und das Jüngste dem Meer überlassen werden muss – schrecklich - Derartiges mitzuerleben. Hat man aber Glück, und es kommt eben eines dieser internationalen Rettungsboote, welches man bereits 10 Seemeilen nach Abfahrt gerufen hatte, und man wird aufgenommen, dann darf man nicht dem Glauben verfallen, dass man nun in Sicherheit ist und einen Hafen in Europa ansteuert. In so einem Fall täuscht man sich, denn das bisher schon unmenschliche Abenteuer findet auch hier noch kein Ende.

Die Variante am Landweg ist leider auch nicht wirklich beschaulicher – es geht durch Steppen und unwegsames Gelände und das in überfüllten Transportfahrzeugen, es herrscht Atemnot, es folgen unbarmherzige Grenzkontrollen, es gibt keine Nahrung, mit einer Wasserflasche muss man im Schnitt eine Woche durchkommen. Den Flüchtlingen widerfahren auch auf der Landroute unmenschliche Behandlungen und Misshandlungen. Ob man es überlebt oder nicht ist den Schleppern egal, sie haben ihren Sold bereits zu Beginn der Reise erhalten.

Es folgt eine Überleitung zum Kapitel 5
(Musik: Harry Triendl „Movement VI", Sprechertext: Paul Fülöp/Harry Triendl)

Kapitel 5: Unschuldiges Opfer der Gesellschaft - warten, um Leben zu dürfen

(Musik. Josef Haller „Hypnagogia")

Das Betreten eines sogenannten freien Landes gestaltet sich spätestens jetzt als eine Illusion. Wenn man das Glück hat, auch nur den Fuß auf das Land setzen zu können, beginnt erst ein neues Kapitel.

Man findet sich in Notbehelfs-Unterkünften wieder – oftmals befinden sich diese in umgebauten Kirchen, oder es sind Feldlazarette mit hunderten von Klappbetten. Nach Wochen der Hölle auf Reisen bekommt man nun das erste Mal wieder etwas zum Essen sowie medizinische Versorgung. Verweilen kann man hier jedoch nicht, nach dem Erfassen der Personalien muss man das Land innerhalb der nächsten 4 Wochen verlassen. Schafft man es innerhalb dieser Zeit, die Grenze zu passieren, wird man in sogenannte Aufnahmezentren gebracht - wie ein Verbrecher behandelt, wartet man oft monatelang auf einen positiven Asyl-Bescheid. In der Zwischenzeit trifft man aber auch oft auf sehr hilfsbereite und freundliche Menschen.

Es gibt aber auch viele Situationen, die einem sehr gut zu verstehen geben, dass man hier unerwünscht ist. In dieser Zeit kommen dann oft Gedanken auf, das man sich alleine auf die gefährliche Reise begeben hat und die Familie nachholen möchte, aber dies derzeit aus mehreren Gründen noch nicht möglich ist. Gerne wird einem da auch vorgeworfen, dass man die Angehörigen im Stich gelassen und das Leben der Frau und der Kinder riskiert hat. Zurück zum Bescheid - fällt dieser dann, nach langer Wartezeit positiv aus, ist man einstweilen auf der sicheren Seite, auch wenn das mit strengen Auflagen (finden einer Arbeit, Unterkunft etc.) verbunden ist. Fällt er aber negativ aus, wird man abgeschoben und soll zurück in sein Geburts- bzw. Heimatland.

„Wer ist es, der es sich erlaubt, hier Richter oder gar Gott zu spielen, zu entscheiden, ob man hier oder dort leben darf oder nicht? Zählt hier nicht das Menschenrecht?"

Noch dazu, wenn im eigenen Land Krieg herrscht! Zurück in die Heimat macht keinen Sinn, die Häuser sind zerstört. Die Freunde und die Familie sind meist tot oder leben selbst nicht mehr dort. Würde man zurückkommen, wäre man ein Landesverräter und landet im Gefängnis oder bekommt auf keinen Fall Arbeit. Eine Perspektive, die so keinen Sinn ergibt.

Galt es zu Anfang der Flüchtlingswelle noch, jedes Leben im Mittelmeer zu retten à la „Mare Nostrum", sind es inzwischen leider nur noch die Grenzen der EU, welche von der Politik geschützt werden wollen. Oftmals werden diese Menschen wie Gesichtslose behandelt, sie sind teils nur noch Zahlen der Statistik. Müssten die Politiker diesen Menschen in die Augen sehen, dann würden auch sie die Lage besser verstehen und auch deren Verzweiflung!

Finales Abschluss-Stück des Zyklus

(Musik/Text: Kathrin Wagner „Regenbogenträume", Arrangement: Chris Vano)

Anmerkung

Wir haben das persönliche Interview mit geflüchteten Personen gesucht und dabei aber festgestellt, dass wir damit Erinnerungen hervorrufen, welche diese Leute lieber vergessen wollen. Daher basieren alle hier im Begleitheft zum Zyklus VI dargebrachten Erzählungen auf Erfahrungsberichten, welche der UNO Flüchtlingshilfe sowie dem Buch „Auf der Flucht" von Karim El-Gawhary und Mathilde Schwabeneder zu Grunde liegen.

Hingegen basieren die Protagonisten-Szenen der Liveperformance auf der realen Erzählung eines Flüchtlings, welchen wir hier aus persönlichen Gründen nicht namentlich erwähnen möchten.
Diese Schilderung hat der Poet und Schriftsteller Paul Fülöp durch mehrere sensible Interviews mit dem Flüchtling festgehalten - die Erzählung folgt in diesem Programmheft.

Zyklus VI
„Human Madness“

Ausführende und Mitwirkende der Liveperformance

MusikerInnen:	TENM - Tiroler Ensemble für Neue Musik
MusikerInnen:	Orchester der Akademie St. Blasius
MusikerInnen:	kunst4life Ensemble
Dirigent:	Michael Köck
Sprecher:	Thomas Lackner

Darsteller und Helfende in den Videos

Tanz/Bewegung:	Marie Stockhausen
Kleinkinder:	Elif und Zehra Dag
Jugendliche:	Zain und Ali Alkhalaf
Mädchen:	Eylem Adir
Hauptdarsteller:	Mohamad Ali Lali
Flüchtlinge männlich:	Mana Kwame Adusei, Mohamed Dini, Mansoor Ishan, Naseri Abdul Rahman, Lajmir Sangarwa
Flüchtlinge weiblich:	Aissata Soumah, Mariam Cisse
Kamera:	Omar Borubaev, Harry Triendl
Regie:	Elle Eisner, Eric Bayala, Harry Triendl
Maske:	Angelika Habicher
Making Of:	Linda Triendl
Sprecher im Video:	Axel Moreau Blaas
Helping Hands:	Nydia Van Der Wijk-Triendl, Doris Plörer, Paul Fülöp, Willi Eisner
Räumlichkeiten:	Rathaussaal Telfs, Funtasy UG
Original Szenen:	Sea-Watch e.V. - Zivile Seenotrettung von Flüchtenden

Spezieller Dank

Christian Santer + Team, Marktgemeinde Telfs, Reinhard Halder + Team, ORF Studio 3 Team (u.a. Partizia Jilg, Alexander Weber), Hassan Ibrahim Berzencî, Armagan Uludag, Tarik Kizilirmak (Flüchtlingsheim Telfs), Elle Eisner, Helene Schnitzer (TKI), Harald Pröckl (TENM), Karlheinz Siessl (Ak. St.Blasius), Sabine Schletterer (Lektorat), Paul Fülöp (Texte), Simon Bailey (Transkribieren), Sea-Watch e.V.

Hier folgt nun wie bereits angekündigt die Erzählung eines Flüchtenden, welche dann in Folge teils auch als Grundlage für die Hauptrolle im Zyklus gedient hat.

Das Interview wurde geschrieben und geführt von Paul Fülöp

Ein „Flüchtling“ erzählt

Meine Kindheit

Als Kind lebte ich in einer Kleinstadt in Afghanistan in der Provinz Samangan, ungeordnet, dreckig, gefährlich; da bin ich geboren. Wann ich genau geboren bin, weiß ich nicht. Meine Mutter hat mir nie gesagt, wann ich geboren bin, aber ich bin jetzt ca. 22 – 23 Jahre. Meine Eltern, meine kleinere Schwester und ich gehören der schiitischen Volksgruppe der Hazara an. Hier in Afghanistan lernt Mama ihren Mann, meinen Papa kennen. Er muss sie jedoch verlassen, da er politisch von den Taliban verfolgt wird und in den Iran flüchtet.

Ich war noch sehr klein. Meine Mutter hat alles gemacht, hat mich gehalten, umarmt; sie war für mich Vater und Mutter zugleich. An vieles kann ich mich nicht mehr erinnern, außer dass alles ein Stress war: ich musste von den aggressiven Menschen immer weglaufen, hatte Angst vor dem, was unmenschlich war. Manche Leute sind nicht in Ordnung, sie denken nur an Geld und machen alles, wo sie Geld bekommen, ganz schlimme Sachen. Zum Beispiel rauben sie mit List und Gewalt die Kinder von reichen Eltern und erpressen sie mit Lösegeld. Wenn sie nicht zahlen können oder wollen, kommt es vor, dass die Kinder nach Ablauf der Frist tot-ermordet vor der Haustüre liegen. Solche Gräuel passieren immer noch.

Sobald ich laufen konnte, spielte ich im Ort mit den Nachbarkindern mit einem Plastikball auf der Straße, einfach nur so, aber auch Fußball und Volleyball. Das war mir am liebsten. Schule ging ich nicht, es gab dort keine. Lediglich eine Art Kurs besuchten wir Kinder, wo wir etwas schreiben und rechnen lernten. Dieser Kurs war nicht verpflichtend, so ging ich auch nicht täglich hin, zumal mich meine Mama oft bei ihren Arbeiten brauchte. Seit meiner frühesten Kindheit half ich im Haushalt mit.

Flucht von Afghanistan in den Iran – Willkür, Kontrollen und die „Weiße Karte“

Einige Jahre vergehen, dann flüchtete auch meine Mama mit uns Kindern in den Iran, vorwiegend wegen der terroristischen Willkür der Taliban. Zuerst wollten sie uns wieder in den Afghanistan zurück schicken, da wir keine Dokumente hatten. Nach langwierigem Gezeter und Betteln werden wir „Gnaden halber“ doch aufgenommen, weil wir Schiiten sind; anerkannt als iranische Staatsbürger werden wir nicht. Mama sucht ihren geflohenen Mann. Sie findet ihn, und wir ziehen in eine kleine Wohnung in Ghom, einer Provinzstadt im Iran.

Auf eine längerfristige Arbeit war für mich absolut keine Aussicht. Auch meine Mutter hatte keine offizielle Arbeitsstelle. Sie half bei den Nachbarn in der Umgebung und bekam dafür etwas Geld, Nahrungsmittel oder Kleidersachen. Als nur geduldete Flüchtlingsfrau konnte sie keine reguläre Stelle annehmen.

Ich lebte mit Mama und meiner Schwester allein, da mein Papa ständig unterwegs war und sich um uns überhaupt nicht kümmerte. Es war trostlos, knapp am Verhungern, zusätzlich die Schikanen von Seiten der Politik. Wir waren rechtlos, hatten keine Papiere, außer unserer Identitätskarte für Kontrollen. Diese war verpflichtend – man nannte sie „Weiße Karte" – und sie musste jedes halbe Jahr neu beantragt und bezahlt werden. Das war so teuer, dass wir Kinder gezwungen waren, zusätzliche Gelegenheitsarbeiten im Umfeld unserer Nachbarschaft anzunehmen, damit für jeden von uns diese Weiße Karte bezahlt werden konnte.

Zusätzlich gab es auch scharfe willkürliche Kontrollen in privaten Bereichen. So saß ich einmal in einem Park mit meiner Freundin und hielt sie an der Hand. Da kam die Polizei vorbei und fragte, ob wir verwandt seien. „Wir sind befreundet" antworteten wir. Sie nahmen uns mit und erklärten uns in groben Tönen, ob wir denn nicht wüssten, dass man als „fremde" nicht so eng beieinander sitzen, und schon gar nicht sich gegenseitig an den Händen halten dürfe. Sie behielten uns eine Nacht im Gefängnis und ließen uns erst am nächsten Tag nach Verhören wieder frei. Ich fühlte mich allzeit und überall wie eingesperrt, ständig unter Kontrolle und Beobachtung. Und damit war ich nicht alleine, denn vielen ging es so, insbesondere den Jugendlichen.

Diese und ähnlich krasse Einschränkungen waren alsdann auch die ausschlaggebenden Gründe für mich, an Flucht zu denken; denn ich wollte frei sein und mich frei bewegen können. Ich fing an, Geld für meine Flucht zu horten. Ursprünglich wollte ich ja schon mit 10 Jahren nach Europa flüchten, da ich gehört habe, dass man sich dort besser entwickeln kann. Aber Mama erlaubte es damals nicht „wenn du alt genug bist, kannst du…"
Auch jetzt erlaubte sie es nicht. Ich war noch sehr jung.

Da floh ich ohne ihr Wissen und ohne ihr Einverständnis…
ich kroch bei Nacht und Nebel zum Fenster hinaus, und war weg.

Zu diesem gewagten Sprung in das chaotisch Ungewisse spornte mich letzten Endes ein Kollege an, dem es gleich erging wie mir. „Kommst mit?" fragte er mich „ich hab schon alles organisiert, Autos, Schlepper und ein Motorboot von Griechenland nach Italien". Da bin ich einfach mitgegangen… nach 1 ½ Jahren angstvollem Aufenthalt in Ghom.

Der beschwerliche Weg bis Griechenland – den Schleppern ausgeliefert

Ich raffte meine Ersparnisse zusammen, stopfte das Notwendigste in einen alten Rucksack, Kleider, etwas zu essen, Wasser, und vor allem das Geld, das man den „Helfern", die alles versprochen und garantiert hatten, im Vorhinein bezahlen musste, ohne zu wissen, wie und was wirklich passieren würde.

Über die Fluchtwege und -erlebnisse bis Griechenland will ich nicht erzählen, kann ich nicht, nur so viel: dass es grausam, unmenschlich und anstrengend war, ständig die Angst im Nacken, erwischt, geschlagen, verhaftet und ins Gefängnis geworfen, oder auch ausgeraubt und irgendwo als Leiche liegen gelassen zu werden. Es lief alles heimlich, abseits und versteckt. Meistens fuhren wir über abgelegene kaum befahrbare Wege und Straßen.
Einmal wurden wir mit unserem „Buskasten" angehalten und kontrolliert, wir aber hatten keine Papiere, trotzdem konnten wir nach einiger Zeit wieder weiter fahren. Warum? Das weiß ich bis heute nicht. Auf jeden Fall waren wir sehr erleichtert.

So kamen wir nach vielen Unterbrechungen und Verzögerungen in Griechenland an. Da hieß es zunächst einmal warten, im Ungewissen bis ein Schlepper auftauchte und uns übernahm. Bevor er jedoch einen Handgriff tat, forderte er uns auf, für seine Unkosten und Bemühungen im Vorhinein zu bezahlen: 2.500 Euro für jeden, natürlich ohne Quittung bar in die Hand.
Das Geld bei sich verstaut, brachte er uns zum Hafen südlich von Patras. Patras ist eine Großstadt im Norden der Peloponnes. Dort stand schon ein altes klappriges Motorboot bereit, teilweise überdacht. Aus allen Richtungen kamen Menschen, die gleichfalls nach Italien „abgeschleppt" werden wollten, bepackt mit Schultaschen und Rucksäcken. Es war ein trostloser trauriger Anblick, trotz der angespannten Freude, endlich nach Italien zu kommen.

Der Beginn einer Odyssee

Bevor wir aber in das ächzend schaukelnde Schiff gepfercht wurden, bekamen wir noch strengste Anweisungen, dass wir wegen des Übergewichtes an Bord nur das Allernötigste mitnehmen dürfen, jedoch kein Essen, kein Wasser, da wir ohnehin in ein paar Stunden in Italien ankommen würden. Nur ein Vater mit zwei Kindern durfte eine bescheidene Ration von Essen und Wasser für die Kinder bei sich behalten. Vor allem aber soll ein jeder eine Garnitur anständiger Kleider mit dabei haben, denn nach der Landung müssen wir uns sofort umziehen, damit wir aussehen wie normale Menschen. Und man kontrollierte das Gepäck unter Geschrei und Gezänk.

Bei diesem Geplärr von Anweisungen drängte sich mir unweigerlich der Gedanke auf: „hier sind wir keine normalen Menschen, eh klar, hier sind wir nur Frachtware und Geldschleusen für die unverantwortlich habgierigen Schlepper!“

Noch bevor ich den Gedanken fertig gedacht habe, waren wir alle schon in das Schiff gestoßen worden. Die Menge der Leute drängelte, und jeder suchte sich den Platz, der ihm so vage und unklar angedeutet wurde. Es war ein rücksichtsloses Rempeln und unkoordiniertes Durcheinander. Es waren insgesamt 74 Passagiere an Bord. Das verhältnismäßig kleine Boot war heillos überladen, mit uns und unseren Sorgen. Es war aufreibend, beängstigend und ermüdend. Endlich startete der Motor, eine doggend rußige Rauchwolke stieg hinter uns hoch. Das Geisterschiff bewegte sich zur See hinaus, und gewann langsam an Tempo. Zwei ältere Kapitäne, eigentlich Hilfskapitäne, drehten das Steuerrad Richtung Italien. Wir zogen eine unruhige Spur von schäumendem Wasser, aufgesprudelt und zerschlagen von der rotierenden Schiffsschraube des fliehenden Bootes.

Nach 5 Stunden hoffnungsvoller Fahrt stoppte der Motor ...und stand still. Es war kein Mechaniker an Bord, niemand kannte sich aus, auch die beiden Hilfskapitäne hatten absolut keine Ahnung, was der Defekt sein könnte. Und wenn, für eine Reparatur war kein Werkzeug vorhanden, nicht einmal eine Zange oder ein Schraubenzieher ...Stillstand ...
Nein, nein! kein Stillstand, die Meeresflut schaukelte das Boot wie eine leere Schachtel und trieb es vor und rück und drehend gemäß der strömenden Laune von Wellen und Wind. Hektik brach unter den Insassen aus, Unruhe untergrub jegliche Vernunft. Was nun? Ratlosigkeit breitete sich aus und raubte die Geduld mitsamt der aufkeimenden Freude. Stattdessen wuchs die Angst und krallte sich erbarmungslos in die erstarrenden Gesichter.

Auf dem Schlepperboot mit Motorschaden – 12 Tage und 11 Nächte auf See

Wir waren gefesselt in den Gewalten der Naturen!
Unter uns das bedrohliche Meer, über uns der brodelnde Himmel. Tagsüber die glühende Sonne mit aufziehenden Gewittern, nachts der kalte Wind und die unsägliche Dunkelheit. Dazu der ständige Salzgeruch, der unsere Lippen, Nasen und Gaumen tödlich verätzte. Wir hatten gehofft, und waren uns sicher, dass jemand kommen würde. In den folgenden Tagen und Nächten sahen wir in der Ferne öfter Schiffe, aber sie sahen und bemerkten uns nicht, und fuhren ahnungslos weiter. Inzwischen wurde die Hygiene auf unserem Boot immer Ekel erregender; entlang der Reling klebte salzig verschmiert zerronnene Kotze – ein Anblick des Grauens. Auch unsere Kleider und Körper waren verdreckt und

stanken nach eingetrocknetem Schweiß.
Wie eine giftige Schlange kroch die Angst durch meine Brust herauf bis in den Hals und schnürte mir die Kehle zu. Ich wollte schreien, aber der Schrei erstickte in der Hoffnungslosigkeit. Ich wusste nicht mehr, wie und was ich machen sollte.

Aus Verzweiflung sprang ich über Bord. Ich tauchte unter, nur noch die zappelnden Hände waren – wie die Leute mir erzählten – über dem schäumenden Wasser zu sehen. Einige von ihnen waren entsetzt, da sie wussten, dass ich nicht schwimmen konnte. Sie sprangen gleichfalls in das kalte Wasser und zerrten meinen regungslos hängenden Körper mit Müh und Not zurück in das überfüllte wackelige Boot, aus dem wir schon seit Tagen das eindringende Wasser in Eimer schöpften und wieder zurück ins gnadenlose Meer warfen. Ich lebte noch, spuckte Wasser und begann keuchend hustend wieder normal zu atmen.
Ich war zwar gerettet von den tödlichen Wellen, aber Angst und Verzweiflung zitterten nach wie vor durch meine zerrüttete Seelenbrust.

Durch ein Loch im Boden sprudelte das Wasser hoch wie eine schlammig salzige Quelle. Der Vater der beiden Kinder drückte tage- und nächtelang seinen Fuß auf das Loch bis er erschöpft war. Andere statt ihm wollten das Loch nicht weiter mit ihren Füßen verstopfen, und so floss der Tod ungehindert in den Bodenraum. Auch ich half mit, sobald ich mich erholt hatte, das ölig dreckige Wasser mit Eimern aus dem Innenraum ins Meer zu schöpfen.
Das Motorboot glich einer Badewanne, die sich unerlässlich ständig selber füllte. Dann hatte jemand die Idee, dass alle, die nicht Wasser schöpfen, nach vorne gehen sollten, da ja das Wasser hinten hereinkäme. Aber niemand wollte nach vorne gehen, schon gar nicht bei Nacht, es war viel zu grausam und unheimlich. Mir ging es voll schlecht. Es war ein Horror!
In der qualvollen Unterwelt hätte es nicht schlimmer sein können.

Parallel zu dieser Sisyphusarbeit und -plage mussten wir durchgehend Wachen aufstellen, die das Trinkwasser und das Essen der beiden Kinder vor Diebstahl schützten. Da gab es in Hass und Neid zerstückelte Wortgefechte, Streit und schiefe Blicke. Am Boot, das unterzugehen drohte, herrschte Chaos. Die Menschen fraßen sich gegenseitig mit Blicken auf, da sie Hunger und Durst hatten, manche schlugen sich aggressiv – dem Wahnsinn nahe – ins Gesicht, oder schlugen sich mit den Fäusten in ihre abgemagert eingefallenen hohlen Bäuche.

Aufflammende Hoffnung – zerbrochene Träume

Inzwischen sind 4 Menschen gestorben. Wir mussten sie im Meer begraben.

Einer von uns hatte ein Handy, daraus hörten wir muslimisch-traurige Gebete.
Niemand weinte die Tränen flossen nicht über die Wangen
sie flossen in die Abgründe der Seelen

Die Erde drehte sich, die Tage wurden zeitlos, die Minuten – jede einzelne – zur Ewigkeit. Wir, die 70 Erschöpften, wollen schlafen gehen, nach unten. Nur einer ging nach oben, auf das Deck, und „spielte“ mit seiner Taschenlampe, er gab Lichtsignale ab, in die Dunkelheit der Nacht, in die hoffnungsvolle Ungewissheit unseres taumelnden Lebens. Plötzlich! ein Schiff nähert sich, gibt Feuersignale als Antwort auf die Taschenlampe! Die Schlafenden stürzen nach oben, schreien so gut sie können, und schwenken ihre ausgemergelten Hände wie im Sturmwind wehende Fahnen. Das konnte natürlich niemand vom anderen Schiff sehen, auch hören konnten sie uns nicht. Das Schiff ankerte in sicherer Entfernung, und wir mussten warten bis es wieder hell wurde. Es war ein ukrainisches Schiff mit ein paar älteren Menschen als Besatzung. Sie halfen uns, gaben uns etwas zu essen, Wasser zum Trinken, und einige ukrainische Konserven. Aufnehmen oder abschleppen konnten sie uns nicht, durften sie nicht. Sie fuhren weiter und ließen uns mitleidig allein.

Wieder vergingen Tage und Nächte bis ein philippinisches Schiff aufkreuzte und auf uns aufmerksam wurde. Es warf große Wasserbehälter vor uns ins Meer, fuhr aber gleich wieder weiter. Diejenigen, die noch genügend Kraft hatten und schwimmen konnten, fingen diese Plastikbehälter mit Seil und Haken ein. Einige dieser Ballone erreichten wir nicht, wir mussten sie wehmütig dem verschlingenden Meer überlassen.
Für den Augenblick war der Durst gelöscht, der Hunger aber nagte erneut in unserer Magengrube, nachdem die ukrainischen Essensvorräte aufgebraucht waren. In der Not riss sich der eine oder andere einen Holzspan aus dem Boden des durchlöcherten Geisterbootes - fing an daran zu kauen, in der Illusion etwas zu essen.

Die 2 „Kapitäne“ schliefen die meiste Zeit und hielten sich im Schatten der Ereignisse verborgen. Sie wiesen uns an, nichts von ihnen zu sagen, wenn wir gefunden werden. Sie seien dann gleichfalls nur Flüchtlinge so wie wir. Sie kümmerten sich nicht um uns, und auch wir kümmerten uns nicht um sie. Trotzdem versprachen wir ihnen diesen Gefallen.

Der 12. Tag brach an. Die See war verhältnismäßig ruhig. Nur die Müdigkeit in unseren Augen flackerte unruhig wie eine Kerzenflamme im Luftzug zwischen zwei nicht ganz geschlossenen Türen.
Wir stießen die Türen weiter auf, um ins Freie schauen zu können, und sahen am

Horizont des im Morgenlicht glitzernden Wassers ein großes Schiff aus Holz auftauchen. Es kam näher. Es war ein Frachtschiff, ein Containerschiff mit allerhand Waren beladen. Es blieb bei uns stehen. Die Besatzungsleute sprachen mit uns und machten sich ein Bild über unsere Lage. Sie hätten uns zufällig gefunden, sagten sie. Sie riefen bei der Polizei, bei der Küstenwache um Hilfe an. Sie gaben uns Wasser und setzten ihre Fahrt weiter fort zur See.

Rettung oder Gefängnis – das ist hier die Frage

Welche Polizei oder Küstenwache hat das Frachtschiff angerufen?
Wird Hilfe kommen oder Verhaftung?
Werden sie den Motor und das Loch im Boden reparieren?
Und uns dann weiterfahren lassen nach Italien?
Oder werden sie uns nur abschleppen? Aber wohin!?
Diese und ähnliche Fragen sprangen verängstigt von Mund zu Mund.
Inzwischen hat die Sonne den Zenit erreicht und der menschenleere Himmel wölbt sich schicksalsschwanger über unsere Köpfe.

Zwei Stunden später kommt die Küstenwache per Schiff und die Polizei mit einem Hubschrauber. Ein paar Männer der Küstenwache steigen zu uns in das Boot. Der metallene Vogel kreist ellipsenartig über uns und verständigt sich mit der Polizei an Bord. Dann mit uns: kurze Gespräche – kurzer Prozess!
Zwei Helfer vom Helikopter hanteln sich an einer Luftleiter herunter, suchen 15 Insassen aus, die noch so halbwegs bei Kräften sind, und ziehen sie in den Helikopter hinauf. Die übrigen, darunter auch ich, werden in das Schiff der Küstenwache umgeladen. Auch unser sinkendes Boot wird am Schiffsheck fixiert und im Schlepptau nachgezogen.

Es geht zurück nach Griechenland, da es zu Griechenland näher ist als zu Italien. So begründeten sie unsere Rückführung. Bei der Ankunft in einem Hafen in Griechenland erwarteten uns bereits Reporter und Fotografen, die Fotos und Berichte für ihre Medien machten. Wieder an Land, kamen wir zunächst in die Polizeidirektion, verteilt in Zimmern. Verhöre und Schikanen prasselten auf uns nieder, ständig unter dem Deckmantel „alles in Ordnung bringen und alles regulär erledigen zu wollen bzw. zu müssen".

Nach ein paar Stunden haben sie uns alle in eine Art „Heim" gesteckt, wo wir wiederum in verschiedenen Zimmern aufgeteilt waren. Wir hatten zwar freien Ausgang, aber ohne jegliche Papiere. Wir standen wieder unter Beobachtung und Kontrolle, gefangen in der missglückten Freiheit. Wir mussten uns bei der Polizei oder den Behörden regelmäßig melden.

Für unsere Lebenserhaltung erhielten wir nur eng begrenzte Möglichkeiten. Wir durften und konnten Gelegenheitsarbeiten nachgehen. Ich fand Jobs in Gärtnereien, Orangenplantagen und dergleichen. Ich bekam Taschengeld oder Essen als Belohnung. Es war keine richtige Arbeit.

Kontakt zu den übrigen Insassen hatte ich keinen, außer zu meinem Kollegen, mit dem ich das Zimmer teilte. Wir versuchten des Öfteren zu fliehen, einfach abzuhauen; aber sie, die Polizei, stöberte uns auf, und wir landeten jedesmal für ein paar Tage im Gefängnis.
In dieser Zeit, schon auf der hohen See wie auch jetzt, kletterte immer wieder die unheilvolle Ahnung in mir hoch „jetzt bin ich tot" ...und hielt sich hartnäckig an den verdunkelten Säulen meiner Gefühle und Gedanken fest.

Diese zermürbenden Verhältnisse in Griechenland zogen sich zwei Jahre lang so dahin. Zwei Jahre aufreibend vernichtende Erlebnisse „in dieser vielgepriesenen Wiege der gesamt europäischen Kultur".

Ich weiß nicht, was Plato, Sokrates oder Aristoteles dazu gesagt hätten.
... ich weiß es wirklich nicht!

Nach diesen schrecklichen zwei Jahren entschlossen sich mein Kollege und ich wiederum zu einer neuerlichen Flucht, einfach weg hier, weg - in den Westen.

Ein Spießrutenlauf zwischen Angst und Hoffnung

Wir packten unseren Mut und unsere Habseligkeiten zusammen, nahmen Kontakt zu einem griechischen Schlepper auf und einigten uns über „seine Bedingungen". Wir hatten ja einiges Erspartes aus unseren zweijährigen Gelegenheitsarbeiten in Griechenland.

Große Strecken fuhren wir mit Autos, andere legten wir zu Fuß zurück und schlugen uns hinauf bis nach Mazedonien ...dann zu Fuß nach Serbien. Wir durchquerten unwegsames Gelände, vorbei an Dörfern, marschierten durch lichte und dunkle Wälder, entlang von Bächen und von dichten Sträuchern überwucherten Hängen; immer mit einem ängstlichen Blick zur Seite und zurück, ob uns auch niemand folgt und beobachtet. Zugleich auch das spähende Abtasten nach vorne, damit wir nicht womöglich in eine Falle oder Kontrolle laufen. Spärlich begegneten wir auch Einheimischen, die uns wahrscheinlich eher für Vagabunden oder ausgeflippte Wanderer hielten. Solche Fußstrecken zogen sich meistens stundenlang und manchmal auch tagelang dahin. Auf weitere Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, da alles so furchtbar war, ich es am liebsten vergessen möchte, daher auch nicht darüber sprechen will.

Wieder mit Autos und neuem Schlepper gelang uns alsdann die Flucht nach Ungarn. Wir kannten nicht das Land, nicht die Sprache. Wir wussten nur, dass wir dem Ziel ganz nahe waren. Trotz aller Vorsicht nahm uns die Polizei einmal fest und steckte uns ins Gefängnis. Nach ein paar Tagen kamen wir wieder frei und suchten uns einen Schlepper, zumal wir nicht wussten, in welche Richtung wir laufen sollten. Er brachte uns mit einem Auto zu einer Stelle an der Donau, wo ein Minischiff ankerte. Wir kratzten unsere letzten Scheine zusammen und gaben sie für die Schiffsfahrt aus. Es reichte nur für eine gewisse Strecke zu einem fixen Anlegeplatz. Als wir ausstiegen, sahen wir nur viele schöne Häuser, Baumalleen, Straßenbahnen und eine Menge Menschen zu Fuß und mit Autos. Hier hatten wir keinen Schlepper mehr und waren auf uns alleine gestellt.

Wir fragten: „Wo sind wir? Was ist das für eine Stadt? In welchem Land sind wir?" „Das ist Österreich! Ihr seid in Wien, in der Hauptstadt!" gab man uns erstaunt zur Antwort. Wir atmeten tief durch und hätten am liebsten getanzt, wenn uns nicht die Füße von den monatelangen unmenschlichen Strapazen so wehgetan hätten. Meine Flucht aus dem Iran nach Österreich dauerte fast 3 Jahre!

Ich bete zu Gott, dass ich in Österreich bleiben darf

Ein „privater Autofahrer", der sich als Taxi erklärt hatte, nahm uns bereitwillig mit. Wir verstanden nur seine Gestik, nicht aber seine Sprache. Er redete während des Fahrens. Dann zog er plötzlich seine Polizeimarke. Wir wollten aussteigen und weglaufen, aber das ging nicht. Er brachte uns auf die Polizeiwachstube. Ein Dolmetscher war bereits da. Ich wurde über mich und meine Geschichte befragt, und woher ich gekommen sei. Und ich erzählte.

Wir wurden nahe bei Wien im Flüchtlingslager Traiskirchen einquartiert, wo schon zahlreiche Menschen als Asylbewerber untergebracht waren. Wir hatten zumindest ein Dach über unserem Kopf und etwas zu essen. Ab hier nahm die Bürokratie ihren Lauf.
Im Lager war gerade ein Schachturnier im Gang. Wer gewinnt, bekommt Geld oder Arbeit mit Bezahlung. Mein Kollege meldete mich zum Turnier an. Ich gewann, und man fragte mich, was ich wolle. Ich entschied mich für die Arbeit und erhielt für zwei Monate eine gute Stelle in der Küche.

Ich hatte Spaß und Freude daran.

Über eine Flüchtlingsorganisation wurde ich von Traiskirchen in das Benediktinerkloster Fiecht in Tirol gebracht. Da lebte ich in einer Wohngemeinschaft mit Anderen. Es ging mir den Umständen entsprechend sehr gut. Den Kontakt zu meinem Kollegen habe ich leider von da an verloren.

Ich bin jetzt schon seit über 6 Jahren in Österreich. Ich spreche inzwischen gut Deutsch und habe die B1-Deutschprüfung gleich auf ersten Anhieb mit ausgezeichnetem Erfolg geschafft. Ich bin Asylbewerber und stehe unter subsidiärem Schutz. Schon öfter wollte man mich in mein Heimatland Afghanistan zurück schicken. Ich aber will nicht mehr zurück nach Afghanistan. Ich bete zu Gott, dass ich in Österreich bleiben und in Frieden leben darf.

In den letzten Jahren habe ich eine Arbeit in einem renommierten Hotelbetrieb in Innsbruck gefunden, wo ich die Kellner-Lehre absolviere. In Kürze schließe ich diese Lehre ab. Ich verdiene, hab geregelte Arbeitszeiten, es geht mir gut und bin bestens integriert. Die Hotelchefin ist sehr zufrieden und setzt sich für einen positiven Asylbescheid mit all' ihren Möglichkeiten ein. Sie ist für mich fast wie eine Mutter.
Meine eigene Mutter, meinen Vater und meine Schwester vermisse ich sehr. Während der Flucht hatten wir keinen Kontakt. Jetzt rufe ich sie gelegentlich an oder schicke Nachrichten in Bild und Schrift über WhatsApp.
Ich habe auf der Welt nur eine Mutter, der ich mein Leben verdanke.

Ich will frei sein - will fliegen - wie ein Vogel

Ich danke Gott, dass ich noch lebe.
Ich will frei sein, will fliegen wie ein Vogel.
Ich hoffe aus tiefstem Herzen, dass meine Wünsche in Erfüllung gehen.

Ich will mein Leben sinnvoll gestalten, in guter Beziehung mit Menschen.
Ich will parallel zu meiner gastronomischen Arbeit Musiker werden.
Ich will Gitarre lernen, mich und die ganze Menschheit mit Musik erfreuen.

Die Welt bleibt nicht so wie sie ist.
Sie wächst und blüht, wo wir bereit sind, sie mit Freude zu umarmen.
In dieser Philosophie lebe ich, will weiter darin reifen.

Ich bedanke mich bei allen, die meine Erzählung wahrgenommen, gelesen, gehört und geschaut haben. Sie ist eine Botschaft an euch.
Möge sie Aufruf sein für Toleranz, Verständigung, Vertrauen unter uns Menschen.

Ich grüße euch herzlich
Euer Mensch und „Flüchtling" aus dem Iran

kunst4life

Zyklus VI

„Human Madness“

Eine Projekt von Harry Triendl / k4l in Kooperation mit

Orchester Akademie St. Blasius

TENM Tiroler Ensemble für Neue Musik

© 2022 by Harry Triendl - kunst4life / www.kunst4life.net

Mit freundlicher Unterstützung durch

INNS' BRUCK

wir sind TELFS

STUDIO 3